

Rundfrage über den protestantischen Kirchenbau

Autor(en): **Barth, Karl / Locher, Gottfried / Tanner, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **46 (1959)**

Heft 8: **Protestantischer Kirchenbau**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-35999>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

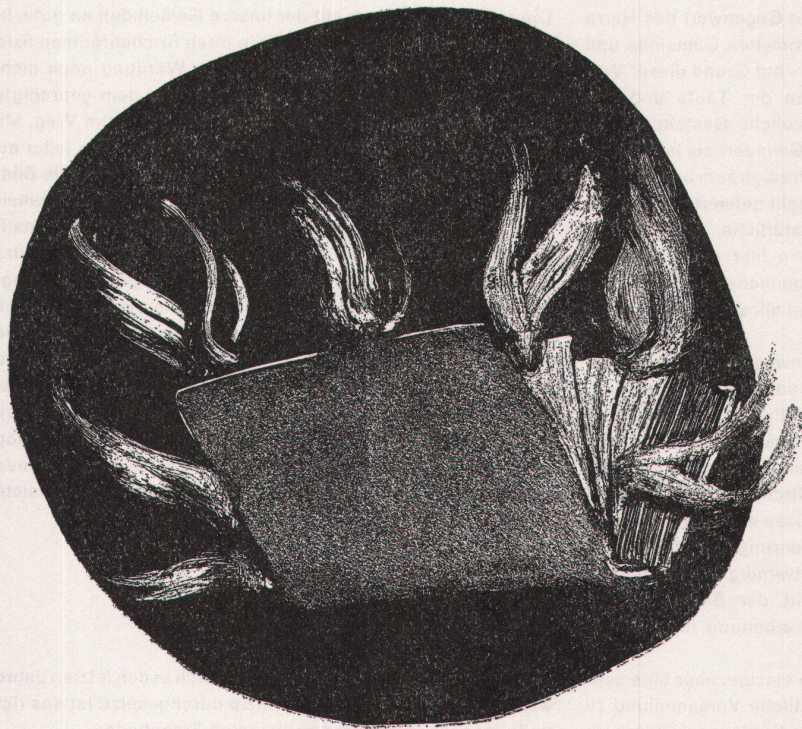
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rundfrage über den protestantischen Kirchenbau



Max Hunziker

Das WERK hat eine Reihe von schweizerischen Theologen verschiedener Richtungen um ihre Stellungnahme zu den Fragen des protestantischen Kirchenbaus und der Kunst in der Kirche gebeten. Die Redaktion dankt den Verfassern für ihre spontane und ernsthafte Mitarbeit und hofft, mit der Publikation der Antworten eine fruchtbare Diskussion zwischen Theologen und Architekten anbahnen zu können.

Der Anfrage an die Theologen wurde ein kleiner Fragebogen beigelegt, wobei es den Verfassern freigestellt war, auf diese Fragen einzugehen oder die Probleme von anderer Seite her anzugreifen. Da sich einzelne Beiträge auf diese Fragebogen beziehen, geben wir dessen Text im Nachfolgenden wieder. Die Redaktion

Die Rundfrage:

Im protestantischen Kirchenbau hat sich in den letzten Jahren weitgehend das Zentralraumprinzip durchgesetzt. Ist dies richtig, und sind die damit gemachten Erfahrungen positiv?

Im Zentralraum kommt der Anordnung und Gestaltung von Kanzel und Abendmahlstisch noch stärkere räumliche Bedeutung zu. Verbindliche Richtlinien über die Gestaltung dieser Partie bestehen aber noch nicht. Soll der Abendmahlstisch im optischen Zentrum stehen? Soll der Tisch fest und aus Stein oder beweglich und darum aus Holz sein? Wie soll die Kanzel angeordnet sein: seitlich?, axial hinter dem Abendmahlstisch? Kann auf eine Kanzel verzichtet und die Predigt am Abendmahlstisch gehalten werden? Wo soll der Taufstein stehen? Kann am Abendmahlstisch getauft werden?

Im Gegensatz zu früheren Zeiten wird heute gefordert, daß die Orgel und der Platz des Kirchenchors nicht im Blickfeld der Gemeinde liegen sollen. Ist dies richtig, oder sollte eine stärkere liturgische Betonung von Orgelspiel und Chorgesang auch ihren architektonischen Ausdruck finden?

Welches ist der Platz der christlichen Symbolik und der bildenden Kunst im protestantischen Kirchenraum? Gibt es Zonen – Blickzentrum, Kanzelpartie, Seitenwände, Fenster, Eingangspartie, Vorplatz –, in denen symbolische und bildliche Darstellungen erlaubt sind, und solche, von denen sie ferngehalten werden sollen?

Gibt es eine solche Abstufung in den Gattungen: Skulptur, Wandmalerei, Wandteppiche, Glasgemälde, Reliefs an Abendmahlstisch, Kanzel, Taufstein?

Läßt sich eine Ikonographie reformierter Kirchenkunst entwickeln? Wo darf das Kreuzsymbol verwendet werden? Welche anderen Symbole (Fisch, Dornenkrone, Christusmonogramm usw.) sind zu verwenden? Welche Möglichkeiten und welche Beschränkungen bestehen in bezug auf figürliche Darstellungen? Wo kann sich der Künstler in solchen Fragen Rat holen?

Prof. Dr. Karl Barth, Basel

Zum Problem des protestantischen Kirchenbaus

Auf die mir vom WERK unter dem Titel «Probleme des protestantischen Kirchenbaus» gestellten Fragen antworte ich wie folgt:

1. Das «Zentralraumprinzip» halte ich, weil es die Bestimmung des Kirchengebäudes als Ort der zur Verkündigung des Wortes Gottes und zum Gebet versammelten Gemeinde sichtbar macht, für richtig. Ich hoffe, daß es sich fernerhin durchsetzen wird.

2. Die ideale Lösung des Problems der Gestaltung der Mitte jenes Raumes sehe ich in der Aufstellung eines markanten, aber von einem «Altar» deutlich unterschiedenen hölzernen und leicht erhöhten Tisches. Er hätte – dazu mit einem beweglichen Pultaufsatz zu versehen – zugleich als Predigtstätte und als Abendmahlstisch und an Stelle eines «Taufsteins» zu dienen.

(Die Trennung von «Kanzel», Abendmahlstisch und «Taufstein» kann in jeder denkbaren Variation ihrer Anordnung nur zerstreuen und verwirren, wie sie denn auch theologisch nicht zu begründen ist.)

3. Orgel und Kirchenchor gehören als mehr oder weniger willkommenes, aber grundsätzlich auch entbehrliches Beiwerk nicht in den Blickpunkt der versammelten Gemeinde.

4. Bildliche und symbolische Darstellungen sind an keiner Stelle des protestantischen Kirchenraums am Platze.

(Auch sie können nur zerstreuen und verwirren. Der Wirklichkeit der Person und des Werkes Jesu Christi kann nur die in Gebet, Predigt, Taufe und Abendmahl und also im «Gottesdienst» im engeren Sinn des Begriffs, dann aber und vor allem die im Leben handelnde Gemeinde selbst entsprechen: kein Bild und kein Symbol!)

Gestalt, Maß und Farbe der Türen, Wände und Fenster sowie der Bestuhlung des kirchlichen Raumes sollen und können in ihrer Sachlichkeit gerade ohne jene fremden Zutaten der Konzentration der am Gottesdienst Teilnehmenden – ihrer Ausrichtung auf die sie vereinigende Botschaft und Anbetung – dienlich und insofern «würdig» und «schön» sein.

Prof. Dr. Gottfried W. Locher, Bern

Aufgaben des modernen evangelischen Kirchenbaus

1. Die evangelische Kirche ist ein Versammlungsraum. Er muß das Gefühl der Zusammengehörigkeit fördern.

Bis zur Reformation war das Chor als der Ort der Gegenwart Gottes im sakramentalen Geschehen das gegebene optische und architektonische Ziel. Die Gemeinde im Schiff mußte das amtlich-sakramentale Handeln des Priesters am Altar sehen können. Die römisch-katholische Kirche ist notwendig eine Seh-Kirche.

Nach reformatorischem Glauben ist die Gegenwart des Herrn der gesamten in seinem Namen versammelten Gemeinde und ihrer Verkündigung verheißen; sodann – auf Grund dieser Verkündigung – den beiden Sakramenten der Taufe und des Abendmahls. Es ergibt sich für die bauliche Gestaltung: die Kirche ist eine Rede- und Hör-Kirche. Genauer: sie ist erstens ein Versammlungsraum, zweitens ein Predigtraum und drittens ein Raum, in dem getauft und Abendmahl gefeiert wird. Diese Funktionen des Raums bilden die natürliche Aufgabe des Architekten; was ihnen dient, wird den hier echten Sakralcharakter mit sich bringen. Helle, freundliche Räume lassen mich dem Nächsten begegnen, während alles Halbdunkel dem Gemeindeglied widerspricht.

Diese Dinge sind der Reformationsbewegung spontan zum Bewußtsein gekommen; sie waren es noch dem 18. Jahrhundert, wie zahlreiche Bauten und Renovationen jener Tage beweisen. Aber da weitaus die meisten evangelischen Kirchen aus dem Mittelalter übernommen wurden, hat eine vierhundertjährige Gewöhnung in den meisten Kirchgenossen die Vorstellung erweckt, eine rechte Kirche müsse einen Chor aufweisen. Doch stellt uns heute die Vermehrung und Bewegung der Bevölkerung plötzlich vor die Notwendigkeit zahlreicher Neubauten und damit vor die Pflicht der Besinnung auf unser eigentliches Erbe und seine Verarbeitung für eine gewandelte Zeit.

2. Der Zentralbau scheint mir nicht die einzige, aber eine sehr gute Form zu bieten, eine gottesdienstliche Versammlung zu beherbergen. Ins Gewicht fällt auch hier die sinngemäße innere Anordnung: die Möglichkeit, daß Gottesdienstbesucher einander ins Gesicht sehen, sollte nicht länger mit allen Mitteln vermieden werden! Zur Kanzel muß von jedem Platz aus ein Gefühl der Nähe bestehen; die Tatsache, von dorthin angesprochen zu werden, muß dem Raum entsprechen. Die Aufstellung des Taufsteins sollte der Gemeinde die Anteilnahme in Augenverbindung wahren. Der Abendmahlstisch gehört nicht ins optische Zentrum, wohl aber in die Mitte des Raums und soll nicht die Vorstellung eines Schalters, an dem man abgefertigt wird, wecken, sondern eines Familientisches, an den man gern herantritt. Den Idealfall verwirklichen die Brüdergemeine und viele Kirchen calvinischer Tradition in Holland und Schottland, die im Kirchenraum – und in der Liturgie – Platz für einen großen Tisch schaffen, an dem die Gemeinde nacheinander in Gruppen von dreißig oder fünfzig Personen zusetzt.

Orgelspiel und Chorgesang haben als Lebensäußerung der versammelten Gemeinde ihren Platz in der Kirche und müssen keineswegs schamvoll versteckt werden. Freilich sind alle Anklänge an Konzertsäle zu vermeiden; so mag zum Beispiel der Kirchenchor von Sitzplätzen umgeben sein.

3. Die Atmosphäre des evangelischen Gottesdienstes muß bestimmt und getragen sein von der lebendigen Verkündigung und von lebendigen Menschen, an die und durch die diese Verkündigung ergeht, denn der Gegenwart ihres lebendigen Herrn soll die Gemeinde gewiß werden. Es dürften nicht die Verzierungen, sondern der Stil, die ruhigen Linien und die Proportionen des Hauses sein, in denen die Architektur durch Schaffung einer Stimmung feierlich-freudigen Zusammenkommens jenem Geschehen Hilfe und Ausdruck zu verleihen vermag. Ob die traditionellen kirchlichen Symbole, einst sicherlich von hoher psychologischer Kraft, heute einer entsprechenden Besinnung wirklich förderlich sind, ist zweifelhaft; ihre Anwendung hat immer etwas Künstliches. Oder will man ernstlich behaupten, ein Markuslöwe oder Lukasstier entsprächen dem Glaubensleben unserer Gemeinden? Vom Unheil der Abstumpfung durch die Inflation verzierender und verzierter Kreuze gar nicht zu reden! Man lasse hier getrost Vergangenes vergangen sein; vielleicht werden dann unserer Generation neue, unmittelbare Zeichen geschenkt, geboren aus der ehrlichen künstlerischen Verantwortung unserer Zeit.

Die religiöse Inbrunst, mit der unsere Gemeinden an gute, besonders aber an kitschige Bilder in ihren Kirchenräumen fixiert sind, beweist, daß die reformatorische Warnung noch nichts von ihrer Gültigkeit verloren hat: sie stehen dem gepredigten Wort und seiner jeweiligen aktuellen Wandlung im Weg. Man kann in einer Kirche eben nicht einmal das tun, was jeder aufmerksame Lehrer in seinem Schulzimmer vornimmt: die Bilder von Zeit zu Zeit auswechseln. Um so eifriger muß die Gemeinde sich der Pflicht bewußt bleiben, dem bildenden Künstler anderwärts die Möglichkeit zu geben, sich mit seinem Beitrag an ihrem gottesdienstlichen Leben zu beteiligen. Der evangelische Gottesdienst ist nicht auf den Kirchenraum beschränkt, und den sonntäglichen Besucher nicht nur in einen gefälligen Raum einzuladen, sondern ihn ebenfalls ermutigt in seinen gottesdienstlichen Werktag zu entlassen, ist nicht die geringste Aufgabe des Kirchenarchitekten: nicht nur dem Heiligum, sondern auch dem Ausgang, dem Vorhof, der Umgebung möge er alle Sorgfalt zuwenden. Wenn sie reizen zum verweilenden Gespräch, hat er viel für den Aufbau der Gemeinde geleistet.

Pfr. Werner Tanner, St. Gallen

Der Sinn von Schiff und Chor

«Im protestantischen Kirchenbau hat sich in den letzten Jahren weitgehend das Zentralraumprinzip durchgesetzt. Ist das richtig?» lese ich in dem mir vorgelegten Fragebogen.

Wenn sich der Zentralraum, unter dem die sich mehr oder weniger dem Kreise nähernde, zum Beispiel achteckige Grundrißform mit vollkommenem Einbezug von Kanzel, Taufstein und Abendmahlstisch in den Einheitsraum gemeint ist, als eine mögliche Lösung versteht, habe ich nichts einzuwenden. Wenn darunter die Lösung verstanden sein sollte, müßte ich widersprechen. Den evangelischen Kirchenbau gibt es nicht; aber es gibt bessere und weniger gute Lösungen.

Der Vorzug des «Zentralraumes», der besonders von Zürich gefördert wird (im Unterschied zu Bern), ist die starke Betonung des Gemeinschaftscharakters des Gemeindegottesdienstes. Das ist aber längst nicht die ganze Charakterisierung der Gemeinde und ihres Gottesdienstes.

Neutestamentlich gesehen und nicht einfach an einem «protestantischen Prinzip» gemessen, kommt die Verkündigung wohl aus der Gemeinde, doch so, daß sie ihr zugleich gegenübersteht. Denn das Wort kommt durch die Offenbarung Gottes in Christus von außen und oben zur Gemeinde. So haben Kanzel und Abendmahlstisch ihren Platz sowohl in der Gemeinde als der Gemeinde gegenüber. Die spannungsvolle Einheit beider Gesichtspunkte darf nicht preisgegeben werden zugunsten eines einseitigen Prinzips. Das wäre eine sektenhafte Verengung der neutestamentlichen Fülle der Gesichtspunkte.

Dazu kommt ein Weiteres: Der Zentralbau spricht eindrücklich von der Familiarität der Gemeinde. Man ist aber da zu ausschließlich im Jetzt und Hier, zu eindeutig «en famille». Die neutestamentlich orientierte Gemeinde hat noch eine andere Dimension: die Ausrichtung auf das übergeordnete Haupt Christus und auf sein kommendes Reich. Beide Gesichtspunkte bringt die traditionelle Kirche mit Schiff und Chor mit großartiger Kraft zum Ausdruck; denn ihr eignet ein Zug nach vorne, der dem Zentralbau abgeht und der sich auch durch die Vertikale nicht voll ersetzen läßt.

Das Schiff ist Hinweis auf den Leib Christi, die Gemeinde; das (etwas erhöhte, oft auch heller gestaltete, in den alten Kirchen gegen Osten liegende) Chor ist Hinweis auf das Haupt Christus, von dem die Kirche Licht und Weisung empfängt.

Das Schiff ist Sinnbild dieser Welt (dieses Äons), das Chor Symbol des neuen, kommenden Äons, des Himmelreiches.

Schiff und Chor bilden eine Einheit, aber nicht eine schematische, mathematische, prinzipielle, spannungslose, tote, sondern eine spannungsvolle, polare, lebendige, menschliche. Es ist ein Raum, aber nicht als ungegliederte Einheitsmasse, sondern als gegliederter Raumkörper, entsprechend unserm Leibe und der christlichen Gemeinde.

Das Chor versteht sich somit nicht einfach von der römischen Messe, sondern vom Wesen und von der ganzen Ausrichtung der neutestamentlichen Gemeinde her. Im übrigen brauchen wir wohl als Kirche des allgemeinen Priestertums in christlicher Freiheit eine gewisse bauliche Ähnlichkeit mit der andern Kirche weder krampfhaft zu suchen noch krampfhaft zu fliehen, besonders nachdem die Katholiken in letzter Zeit hinsichtlich Einfachheit der Kirche und vor allem durch die Entfernung des Altares von der Stirnwand und durch dessen Einbezug in die Gemeinde uns näher gekommen sind.

Der Chorraum als Ort des Abendmahlstisches strahlt überdies stärkste Gemeinschaft aus und vermeidet ferner die Konfrontation mit einer starren Breitwand.

Die Kanzel, niemals in einer axialen Linie mit dem Abendmahlstisch, soll seitlich und vor dem Chorraum angebracht sein. Die Verkündigung gehört noch zu diesem Aon. Im Reiche Gottes muß nicht mehr gepredigt werden, da wir «schauen werden von Angesicht zu Angesicht». Dagegen hat Jesus verheißen, daß er seine Gemeinschaft von neuem mit uns halten werde; darum steht der Tisch als bauliches Zeichen dieser letzten Gemeinschaft im Chorraum. Die Zweifelt von Wort und Mahl ist für das Jetzt der christlichen Gemeinde konstitutiv und darf unter keinen Umständen einer verschwommenen Einheit weichen.

Die Gliederung in Schiff und Chor ist nicht unbedingt dasselbe wie das «Langhaus» mit steif-parallel geordneten Bankreihen. Die Steifheit läßt sich durch zentrierte Anordnung der Bänke brechen.

Daß die Orgel als nichtkonstitutives Element einer nach Gottes Wort reformierten Kirche ihren Platz im Rücken oder höchstens noch auf der Seite der Gemeinde hat, versteht sich fast von selbst.

Es dürfte die nicht leichte, aber hochinteressante und reizvolle Aufgabe des Architekten sein, die Vorteile der Zentralraumkirche mit den Vorteilen der Chorraumkirche unter möglichster Vermeidung der beidseitigen Nachteile zu verbinden. Das ist wahrscheinlich schwerer, aber auch interessanter als die Erfüllung des bloßen Zentralraumprinzips. Quadratur des Zirkels? Ich glaube nicht, sofern wir bereit sind, die einfache äußere Form preiszugeben. Wenn aber jemand, soll dann nicht in allererster Linie die Kirche von innen nach außen bauen?

Jean-Louis Leuba, professeur, D' en théol., Neuchâtel

A quoi doit servir une église protestante?

J'éprouve quelque embarras à répondre aux questions posées. Il y a lieu de distinguer, me semble-t-il, entre programme et exécution. Le programme est évidemment donné par la doctrine de l'Eglise. L'exécution ressortit à la liberté créatrice de l'architecte. Des plans fort différents, des partis même opposés pourront également satisfaire à un même programme. Ainsi le théologien n'a pas à dicter de formes, mais à rappeler la substance doctrinale et spirituelle.

Comme tout bâtiment, une église doit répondre aux exigences de l'usage auquel elle est destinée. Œuvre d'art, elle diffère de la machine: elle doit dire ce qu'elle est, exprimer aussi clairement que possible sa destination.

A quoi doit servir, et donc de quoi devra témoigner une église

protestante? On peut résumer le programme en trois points, d'ailleurs connexes.

1° Une église sert à la prédication de la Parole de Dieu et à l'administration des sacrements, baptême et sainte cène. Prédication et sacrements sont égaux en importance. Cet usage et cette égalité seront immédiatement lisibles. Chaque élément, prédication, baptême et cène, aura son témoin architectural propre.

2° La communauté de l'Eglise ne se donne pas à elle-même la prédication et les sacrements. Elle les reçoit de Dieu par le service du ministre. Les témoins architecturaux de la prédication (chaire) et des sacrements (fonts baptismaux et table de communion) marqueront la structure de cette ordonnance. Pas de chaire au niveau des bancs, et la table nettement en évidence.

3° Par la prédication et les sacrements, les membres de l'Eglise constituent une communauté, non un public ni même un auditoire. La disposition architecturale marquera que l'assemblée, unie par la Parole et le sacrement, forme une communauté fraternelle d'adoration et de prière.

Un tel programme permet de répondre d'emblée à quelques-unes des questions. L'orgue est essentiellement au service du chant. Il n'a pas de rôle indépendant, ni même constitutif. On n'en imposera donc pas la vue aux assistants. Un «chœur» ne se légitime que si la liturgie comporte régulièrement la participation d'un... chœur, précisément, ce qui ne peut être le cas, au point de vue réformé, que dans une communauté régulière (Taizé, par exemple), mais non dans une paroisse. S'il y a des répons, ce qui est souhaitable, ils doivent être chantés par toute la paroisse. Une chorale pourra l'y aider, mais pour entraîner l'assemblée et non pour y suppléer. Elle prendra donc place à une tribune, peut-être, ou dans l'assemblée même, mais non face à elle.

Les symboles chrétiens pourront utilement marquer la destination de l'édifice, mais avec modération, sinon ils perdraient leur puissance d'expression et leur fonction unitive.

Quant à l'iconographie proprement dite, deux raisons me paraissent devoir engager l'Eglise réformée à ne point trop rapidement quitter sa réserve séculaire. A la différence de l'Eglise d'Orient, l'Eglise latine – dont font partie les communautés issues de la Réformation – n'a jamais élaboré une théologie des images vraiment réfléchie. Nous manquons par trop de tradition pour pouvoir nous permettre d'user sur ce point d'une liberté évangélique qu'il serait excessif de contester en principe, mais dont, pour l'instant du moins, il me paraît sage de renoncer à se prévaloir. De plus, au moment où l'art dit «figuratif» connaît une crise profonde, il paraît peu indiqué que les Réformés fassent subitement confiance à ce type de langage, surtout dans la forme anecdotique qu'il a souvent revêtue.

Cela ne signifie pas que tout art doive être banni. Je n'en veux pour preuve, dans mon canton, que les vitraux si lisibles, et pourtant «non figuratifs» du maître Pierre-Eugène Bouvier, dans le Temple de Colombier.

Gabriel Widmer, pasteur, D' en théol., St-Cergue

L'aménagement de la Maison de Dieu selon l'esprit de la Réforme

L'architecte n'a pas à recevoir d'ordres du théologien: mais le théologien doit donner à l'architecte des directives liturgiques. La plupart des liturges de langue française (Romane-Musculus, Thurian, Paquier, etc.) s'accordent sur les principes: le temple est le lieu où la Parole est fidèlement prêchée et les sacrements correctement administrés en présence du peuple de Dieu; il est un édifice consacré à Dieu pour un usage précis: le culte. Il n'est donc ni une salle de conférence ou un auditoire, ni une

chapelle privée. Il rappelle, dans la ville et le village, la présence de l'Eglise, répandue sur toute la terre. C'est pourquoi, tout en étant fidèle aux principes réformés, le liturge est ouvert aux préoccupations œcuméniques; le fidèle d'une autre confession doit reconnaître en entrant dans un temple qu'il pénètre dans un sanctuaire.

En vertu des principes réformés et du souci œcuménique, le chœur, visible dès l'entrée du temple, revêt une importance centrale. Il se distingue de la nef par une relative richesse des matériaux (pierre, bois, etc.), de la lumière plus intense et la disposition aussi stricte que possible de ses éléments fixes: au centre, la table sainte en pierre ou en bois clairs sur un socle, de forme rectangulaire et massive pour ne pas être confondue avec une table quelconque, située devant une croix aux dimensions larges, à une certaine distance pour permettre à l'officiant de présider le repas du Seigneur derrière la table, face aux fidèles. A gauche, les fonts baptismaux, qui par leur présence constante, doivent rappeler aussi les promesses du Christ. Entre la table et les fonts baptismaux, le lutrin mobile, assez solide pour supporter la Bible, lors de l'office du lecteur, et la liturgie. A droite de la table sainte, la chaire dans le même axe, pour montrer que, dans le culte réformé, Parole de Dieu et sacrements sont sur le même plan; elle sera peu élevée et ressemblera à l'ambon des anciennes basiliques.

Tous les fidèles doivent pouvoir suivre ce qui se passe dans le chœur. Ils participent avec l'officiant aux actes liturgiques qui créent entre eux la communion; leur attention doit être attirée vers la Parole et vers les sacrements. Avec l'officiant, ils font partie du peuple de Dieu, rendant son culte. Il faut donc prévoir un espace aussi large que possible autour de la table sainte pour permettre aux fidèles de communier en cercle en aussi grand nombre que possible, et cela pour éviter le cortège qui rompt toute communion. Il en va de même pour le baptême. Si le chœur que rien ne sépare de la nef revêt une telle importance, l'orgue et la galerie de la maîtrise sont au second plan. L'orgue et le chant accompagnent les cantiques de l'assemblée; ils restent silencieux en dehors du culte public. Le fidèle, qui dans la semaine vient se recueillir dans le temple, se dirige vers le chœur; l'orgue et la galerie n'ont pour lui aucun rôle à jouer.

Dans ces conditions, on comprend pourquoi la nef doit demeurer d'une sobriété concertée: parois dépouillées, sans ornements décoratifs ni textes enluminés, matériaux communs et bruts. Il faut éviter toute distraction au fidèle, concentrer son attention, son regard vers le chœur, où se déroule la liturgie et où la Parole est prêchée.

Par contre, l'artiste qu'il soit verrier, céramiste, peintre ou sculpteur, pourra donner la mesure de ses talents dans la décoration du chœur tout en s'abstenant de certains excès de couleurs et de formes, qui feraient oublier son rôle de serviteur de l'art. Les fantaisies d'un art anecdotique, souvent de mauvais goût, qu'elles soient figuratives ou non, n'ont pas leur place là où le Christ rappelle sa personne et son œuvre à l'aide de réalités si simples et si graves: la Parole, le Pain, le Vin, l'Eau.

L'ornementation du chœur doit viser à souligner par la couleur, la forme et la matière (et non à remplacer) les actes qui s'y passent: la prédication et l'administration des sacrements (baptême, sainte cène). Elle renvoie à celui qui est le centre du culte: Jésus-Christ; elle n'a donc pas son but en elle-même. L'artiste reste à l'arrière-plan, dans l'anonymat. Ce qui compte, ce n'est pas le sujet qu'il veut représenter, mais le rapport qu'il veut faciliter par son œuvre, la relation entre le Christ crucifié, ressuscité, assis à la droite de Dieu, et les fidèles vivant des dons du Sauveur et Seigneur. A sa manière et avec les moyens dont il dispose, il cherche à dévoiler les mystères de la Bonne Nouvelle, sans raconter une histoire et sans faire un portrait. C'est en ce sens que son œuvre ne devra pas être

anecdotique, mais visera à l'universalité spécifique de la prédication et des sacrements. Le langage coloré et lumineux des vitraux, par exemple, est significatif dans la mesure où les couleurs et la matière lumineuse du verre indiquent indépendamment du sujet traité la mort, la résurrection et le retour du Christ; il est par lui-même expressif, tout en restant enveloppé d'un certain voile. Il a un sens pour les fidèles, qui communient avec le Christ; il pose une question pour les incroyants. Pour cette raison, tout en restant fidèle à la symbolique de la tradition des premiers siècles, l'ornementation peut être d'une diversité et d'une prolixité étonnantes. Le liturge réformé préfère le vitrail symbolique ou non-figuratif au vitrail représentant un épisode de l'Écriture; le symbole arrête le regard tout en le dirigeant vers un au de-là, il dévoile et voile tout à la fois, tandis que la représentation figurative d'une scène livre immédiatement son sens, découvre à n'importe qui le message dont elle est porteuse, et pas seulement aux initiés, aux fidèles.

L'architecture sacrée, selon l'esprit de la Réforme, doit être fonctionnelle, d'après les remarques précédentes, dans un sens précis: elle est fonction de la liturgie de la communauté, du service de Dieu. L'espace, les matériaux, les couleurs, la forme et la lumière ont chacun un rôle propre à jouer; ils ont une utilité: celle qui contribue à la beauté de la Maison de Dieu; et ils deviennent pour le peuple de Dieu les signes incarnés, dans l'étoffe du monde présent, de la future Cité de Dieu.

Pfr. Hermann Heer, Zürich

Zur Gestaltung von Kanzel, Taufstein und Abendmahlstisch

Viel Unheil stiftet die zwanghafte Idee, Gestalt und Stellung der Kanzel hätten die überragende Bedeutung des Wortes im reformierten Gottesdienst sichtbar zu machen. So wird der Kanzel symbolische Bedeutung zugeordnet, was sie nicht zu leisten vermag. Denn die Kanzel ist ein Möbel, das der Predigt dienlich ist, weiter nichts. Ihre Aufstellung hat sich in erster Linie nach guter Hörbarkeit und erst in zweiter Linie nach bester und zentraler Sichtbarkeit zu richten. Eine etwas seitliche Aufstellung tut dem Wort, das ja gehört und nicht gesehen werden soll, keinen Eintrag.

Anders liegt es beim Abendmahlstisch. Was am Tisch geschieht, soll nicht nur gehört, sondern auch gesehen werden. Die sichtbaren Zeichen der Gnade, Brot und Wein, sollen materiell vorhanden sein und nicht bloß gedacht oder vorgestellt werden. Dazu braucht es Geräte, sie zu fassen, und einen Platz, sie daraufzustellen. Der Tisch ist als Träger von Brot und Wein unentbehrlich. Von der Kanzel gilt das nicht mit gleicher Entschiedenheit: Es wurde schon manche Predigt im freien Stehen gehalten. Dagegen wird selbst auf dem Schlachtfeld der Feldprediger dem Sterbenden das Abendmahl so darreichen, daß er wenigstens nach der Andeutung eines Tisches sucht, und wenn es bloß ein Brett oder ein Tor-nister wäre. Der Tisch ist nicht nur wie die Kanzel wünschbar und praktisch, ein brauchbares Möbel, sondern er ist unentbehrlich und mehr als nur Möbel. Ihm eignet bis zu einem gewissen Grad wenigstens die fälschlicherweise oft der Kanzel zugeschriebene Ausdrucksmächtigkeit als dem sichtbaren Träger der sichtbaren Gnadenzeichen. Wogegen die ungebrauchte Kanzel nichts auszudrücken vermag noch braucht, ist doch das «Wort» der Gnade nicht dort, sondern am *Tisch* mit *Augen* zu vernehmen.

Daraus ergibt sich, daß der Tisch im Brennpunkt der Blicke aufgestellt sein muß. Ein schräger Blick auf die sichtbaren Gnadenzeichen ist unwürdig. Das Hören ist solcher Ausrichtung weniger bedürftig, ja es kann dem Hören förderlich sein,

den Blick am Prediger vorbeigehen und auf einem «Sinnes vollen» Ort ruhen zu lassen. Daher ist eine leere Mitte zwischen Kanzel und Tisch unglücklich. Man soll das Gleichgewicht von Wort und Sakrament, von unsichtbarem und sichtbarem Gnadenzeichen, nicht in der Dimension des Sehens gültig darstellen wollen. Das Wort *kann* man nicht sehen. Es braucht in der «Sichtbarkeit» dem Abendmahl nicht pedantisch gleichgeordnet zu sein.

Die Zürcher Tradition kennt von Zwingli her keinen festen Abendmahlstisch, sondern außer der Kanzel nur den Taufstein. Zur Feier des Abendmahls wird ein Tisch aufgeschlagen, meist als Platte auf dem Taufstein, die nach der Feier entfernt wird. Der Tisch ist also leer nie sichtbar, steht nie ungebraucht. Die Abendmahlstische, die man heute meistens fest in neue Kirchen stellt, machen einen eher peinlichen Eindruck. Sie sollten erinnern an das Nachtmahl als das dem Wort in der Bedeutung gleichgeordnete Element des christlichen Gottesdienstes und erinnern fünfzigmal im Jahr tatsächlich nur daran, daß das Herrenmahl fehlt. (Die Benützung dieser Tische als Taufstein macht diese Lage *grundsätzlich* nicht besser.)

Der bewegliche Tisch, der nach den Abendmahlstagen samt Kelchen und Kannen versorgt wird, entspricht ganz und gar dem Gottesdienst, den wir kennen. Geht man von dieser überlieferten Einrichtung ab, muß man wissen, wozu. Der unbenützte Tisch steht da wie ein stummer Vorwurf: Was hindert mich, das Abendmahl zu empfangen? Der feste Tisch würde folgerichtigerweise eine Änderung der Liturgie bedingen. Besser wäre allerdings, eine veränderte Liturgie hätte zu einem festen Tisch geführt. Nun ist die Einrichtung neu, der Gottesdienst aber der alte. Wo von der altzürcherischen Einrichtung der Kirche abgegangen wurde, ist die schöne Übereinstimmung von Raum und Liturgie gestört worden. Ein fester Tisch hat nur dort sein Recht, wo er allsonntäglich gebraucht wird. Da die Einführung allwöchentlichen Abendmahls in unserer gegenwärtigen kirchlichen Lage schwerste Bedenken herausfordern müßte, bliebe wohl nur noch eine Möglichkeit, den festen Tisch zu rechtfertigen: Er müßte – in Angleichung an den Gottesdienst anderer Konfessionen – zum Ort gemacht werden, wo Gebete und Lesungen gehalten werden. (Der Bündner Kirche ist solcher Brauch nicht fremd.) So wäre man der Not enthoben, mit einem freundlichen Blumenstrauß die Blöße seiner Funktionslosigkeit zu decken. Durch den Gebrauch zu Gebet und Lesung ergäbe sich eine weitere Ausstattung mit einem Lesepult von selbst. Auch Blumen würden jetzt keine Verlegenheit mehr bedeuten. Daß Kerzen in einer reformierten Kirche so viel schrecklicher sind als Bilder, Stationenwege und Kruzifixe, kann ich persönlich nicht einsehen. Dieser Abfall von der reformierten Tradition schiene mir vergleichsweise harmlos. Was dafür spricht, ist vor allem, daß man sich über den symbolischen Gehalt von Kerzen das Hirn nicht zu zermartern braucht, denn sie «leuchten» von selbst ein. Längst sind mit Christbäumen und Adventskränzen Kerzen für kurze Wochen in unsere Kirchen eingezogen. Ihr Aufenthaltsrecht zu verlängern scheint aber eine Frage zu sein, die tabu ist.

Schließlich ergäben sich aus dem regelmäßigen Brauchen des Tisches gewiß Anregungen, das fatale Problem der Stirnwand besser zu lösen. Der Blick würde diese Wand nicht mehr so unangenehm erreichen, weil er am Tisch schon verweilen kann. Die Wand würde nicht mehr Blickfang, sondern nur noch Hintergrund des Blickfangs sein. Das mildert den Aufprall und nimmt den dort versuchten Teppichen, Kreuzen und Staudengärten das Pathos des Standhaltenmüssens.

Indessen wird die Kirche entscheiden müssen, was sie braucht; ob sie auskommt mit einer Kirche, wie Zwingli sie einrichtete, oder ob und wie sie in der Liturgie A sagen will, nachdem schon in mancher Kirche B gebaut worden ist.

Prof. Dr. Julius Schweizer, Allschwil

Gottesdienstliche Form und kirchliche Raumgestaltung

Kirchliche Raumgestaltung ist Funktion des gottesdienstlichen Lebens in seiner jeweiligen konkreten Gestalt. Sache der Architekten ist es, um dieses in Wort und Musik, in Farben und Formen, in Bewegung in Raum und Zeit gefaßte Geschehen den ihm angemessenen Raum zu schaffen und durch dessen Gestaltung beizutragen zur Sammlung der Gemeinde und zu konzentrierter Hinweisung auf den Mittelpunkt des liturgischen Handelns. Durch Jahrhunderte hindurch war es den Bauleuten gegeben, aus der überquellenden, neue Formen schaffenden Vitalität der jeweiligen Periode schöpfend, überzeugende Gestaltungen des dem liturgischen Leben entsprechenden Raumes hervorzubringen. Sache der Kirche aber war es, den Architekten und den bildenden Künstlern aufs genaueste und bis ins einzelne gehend auf Grund ihres Wissens um lebendige Liturgie ihre Ansichten und Wünsche kundzutun. So durfte eine glückliche Zusammenarbeit bestehen zwischen der Kirche als Bauherrin und den Bauleuten, zu welcher jede Seite das Ihrige beizutragen in der Lage war. Heute jedoch pflegt die Kirche den umgekehrten Weg zu gehen und aus eigener Unsicherheit heraus Hilfe und Klarheit dort zu suchen, wo sie Aufträge in konkretester Form zu erteilen hätte. So liegt die Schwierigkeit heute nicht so sehr bei den Bauleuten und den Künstlern als bei der Kirche, die über ihre eigenen gottesdienstlichen Belange im unklaren ist.

Die reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz sind sich dieser Notlage bewußt und bemühen sich um eine Neugestaltung ihres allzu formlosen liturgischen Handelns. Dabei zeichnen sich wohl Möglichkeiten künftiger Gestaltungen ab; aber es liegt bis heute nichts Abschließendes vor, das dem Architekten als Grundlage für seine Arbeit dienen könnte. Nun liegt die Gefahr nahe, für die Interimsvorschläge – denn nur um solche kann es sich ehrlicherweise für die nächsten Jahre handeln – kurzerhand von dogmatischen Aussagen über die Kirche und ihren Gottesdienst auszugehen oder aber sich in allerhand frommer Symbolik zu gefallen. Beides wird tatsächlich versucht, nicht zum Besten der Sache, denn zwischen dogmatischer Aussage und konkreter Raumgestaltung müßte ein anschauliches Zwischenstück stehen, legitimerweise die liturgische Form, da sonst das ganze Bemühen ins Abstrakte verläuft; Symbolik aber birgt stets die Gefahr einer Vieldeutigkeit, die ein Abgleiten in unsrer Kirche fremde Bereiche befürchten läßt. So müßte uns trotz der gegenwärtig wenig abgeklärten Lage richtunggebende Weisung letzten Endes doch aus dem Bereich der Liturgik zukommen. Es dürfte dies im Bereiche des Möglichen liegen, denn die Forschung der letzten Jahre scheint einige grundlegend wichtige Tatbestände abgeklärt zu haben.

Zum ersten wäre zu bedenken, daß sich zwischen unser heutiges Bemühen um eine Neugestaltung von Liturgie und kirchlichem Raum einerseits und die unser Kirche naheliegenden Formen der Reformationszeit andererseits ein Fremdkörper eingeschoben hat, die spätbarocke aufklärerische Anschauung vom Wesen des Gottesdienstes, die in ihm nur das Instrument der Belehrung und moralischen Förderung des Volkes zu sehen vermochte und die Gemeinde als Publikum in einem Lehrsaal vor einem Rednerpult versammelte. Davon hat sich unsre reformierte Kirche wohl endgültig distanziert, und damit dürfte auch die entsprechende kirchliche Raumgestaltung dahinfallen.

Die zweite Schwierigkeit ist darin zu suchen, daß unsre Kirchen in der Zeit der Reformation in liturgischer Hinsicht von zwei Seiten her ihre Impulse bezogen haben: aus Zwinglis Bemühen um gottesdienstliche Reform und aus der reichen

liturgischen Arbeit des Straßburger Kreises, wie sie uns durch die kalvinische Gottesdienstform nahe gebracht wurde. Diese beiden im Bereiche einer reformierten Kirche legitimen Formen bedingen jedoch eine wesentlich andere Raumgestaltung. Im Wort-Gottesdienst Zwinglis scharf sich das Volk um die Kanzel, von wo aus das Wort auf es zukommt, und dort geschieht nun jene Verwandlung, für die im Abendmahlsformular Zwinglis in bewegten Worten Gott gedankt wird und durch welche die Zürcher Gemeinde gewandelt wird in den «Leib des Herrn». Damit aber ist das liturgische Zentrum eindeutig gegeben. Denn wo sich das «Verum Corpus Christi» befindet, ist auch der Mittelpunkt des ganzen liturgischen Ablaufes zu suchen. Darum bleibt beim Abendmahl die Gemeinde als «Leib Christi» beieinander und läßt sich das Sakrament in «sitzender Kommunion» spenden. Damit aber verliert der Chorraum der mittelalterlichen Kirche seinen Sinn: das ganze Geschehen ist auf die Ebene der Gemeinde, in den Predigtraum, herabgestiegen und wird von der Gemeinde selbst getragen. So müßte von hier aus jener Form des kirchlichen Raumes das Wort geredet werden, in dem die Gemeinde um Kanzel und Abendmahlstisch sich versammelt: der Zentralbau in einfachster Gestalt müßte sich als das Gegebene erweisen. Anders ist der Ausgangspunkt bei Calvin, bedingt durch das stärkere Verharren der Straßburger bei der Linie der «grande tradition» christlicher Liturgie. Im kalvinischen Gottesdienst wird eine Bewegung sichtbar, die als anschauliches Element von der Raumgestaltung aufgenommen werden könnte. Zunächst vereinigt sich die Gemeinde um das gepredigte Wort, nachdem sie nach abgelegtem Sündenbekenntnis im Empfang der Absolution sich der Gnade Gottes hat versichern lassen. Dann aber darf sie als Gemeinde der von Gott Berufenen, begleitet vom Gesang der Psalmen, hintreten zum Tisch des Herrn und wissen, daß der himmlische Christus die Seelen der Glaubenden zu sich erheben und speisen und tränken will zum ewigen Leben. Übersetzt ins Räumliche, müßte sich eine Gestaltung ergeben, wie sie etwa bei spätgotischen Kirchen der Bettelorden zu finden ist, mit dem starken Lichteinfall aus dem gegenüber dem Predigtraum überhöhten Chor, im Extrem vielleicht in der Disposition der Lorcher Klosterkirche. Immerhin wäre dabei zu bedenken, daß gerade die Gestaltung der Hugenottenkirchen viel eher sich an das Prinzip der zentrierten Kirche angeschlossen hat. (O. Senn in WERK 2/1952 und «Kirchen», Handbuch für Kirchenbau, 1959, S. 261 ff.)

Zum dritten drängt sich, vor allem für den bildenden Künstler, das Problem einer legitimen Anschaulichkeit im Bereich eines reformierten Gottesdienstes auf. Nun liegt es aber im Wesen echter Anschaulichkeit, daß sie im Gegensatz zu der hinter der Auffassung vom Gottesdienst liegenden Anschauung nie an sich vorkommt, sondern, vom Betrachter her gesehen, letzten Endes eine analytische Apperzeption darstellt, von der Sache her aber sich als Qualität erkennen läßt, die einer Gestaltung zukommt und die, einer schöpferischen Synthese entspringend, als Struktur stets zusammen mit anschaulichen Elementen auch übergreifende Sinnmomente in sich trägt. So müßte die Fragestellung – nicht des Künstlers, sondern der auftraggebenden Kirche – dahin gehen, was in einem reformierten Gottesdienst, so wie ihn unsre deutschschweizerischen Kirchen kennen, Träger echter Anschaulichkeit sein kann – und darf.

Das Beispiel des barocken katholischen Gottesdienstraumes dürfte die Problematik deutlich hervortreten lassen. Dort ist der gesamte Raum einbezogen in eine gewaltige Bewegung, welche die schützende Decke aufbrechen läßt und den Blick freigibt in die Unendlichkeit anderer Welten bis hinauf zum Throne des Allmächtigen und in kühnsten Perspektiven den Beschauer mitreißt in dem nach oben strebenden Wirbel von Farben und Formen, der alles erfaßt bis hin zu den Säulen des Altars und bis zur reichen Ornamentik des kirchlichen Raumes

oder, der Gegenbewegung folgend, ihn hineinschauen läßt in das Herabschweben des Himmlischen bis in die unmittelbare Umgebung des Betrachters, wo die überwältigende Menge himmlischer Gestalten und allegorischer Figuren, die Scharen der Engel und mutwilliger Putten sich hinauswagen aus der Geschütztheit der zweidimensionalen Ebene des Malerischen in die Welt des Bildhauers und des Stucco lustro und aufs greifbarste hineinragen in den Raum der Gemeinde. Dort aber, wo die beiden Bewegungen sich treffen und in einem Verschwimmen aller Grenzen die Mächte dieser und der andern Welt sich durchdringen, kann wie flimmernder Goldstaub aufklingen die zeitlose Musik etwa eines Monteverdi.

Nun ist es auffällig, daß die feste Hand Zwinglis und Calvins so schwer auf dem Kirchendache gelastet hat, daß auch der Schwung der barocken Zeit daran zerbrach und in jenen reformierten Kirchen, die damals in unsrem Gebiet gebaut wurden, nirgends die wohl mit reicher Stukkatur geschmückten Decken durch die Macht glühender Farben und kühner Perspektiven durchstoßen wurden. Dies erklärt sich daraus, daß hier die Anschaulichkeit nicht herkommt aus einer großartigen Schau, in welcher sich der Betrachter verlieren kann und die ihn mit fortreißt in andere Welten, sondern daß sie einen andern Träger gefunden hat, nämlich ein Geschehen, ein «Tun», das, von Christus gestiftet, auf die Gemeinde zukommt, und das ist etwas erheblich anderes. Im Gottesdienst des ausgehenden Mittelalters und der Barockzeit lag die Gefahr darin, daß der katholische Christ, dem allein schon durch den Gebrauch der lateinischen Sprache und die sich mehrenden Stillgebete der Zugang zu dem im fernen Chorraum sich abspielenden Gottesdienst erschwert war, in ein privates Vortritt-Hintreten versinkt. In den Formularen Zwinglis wie Calvins aber gleitet das gottesdienstliche Geschehen aus dem Altarraum hinab auf die Ebene der versammelten Gemeinde und läßt diese zur eigentlichen Trägerin des ganzen Handelns und Geschehens werden. Es war ein Anliegen Zwinglis wie Bullingers, daß zum Beispiel die Einsetzungsworte im Vollzuge des Abendmahls nicht nur gesprochen, sondern auch getan würden und daß dies von allen Anwesenden gesehen werde. Und es war ein Stück äußerster Anschaulichkeit, wenn von dem vor der Gemeinde stehenden Abendmahlstisch her in aller Stille die Spendung des Nachmahls auf die wartende Gemeinde zukam. Diese Anschaulichkeit durfte bei Zwingli durch nichts gestört werden, auch durch kein begleitendes Singen oder Sprechen.

Es wäre daher zu bedenken, ob die aus dem sichtbaren Geschehen der Versammlung der Gemeinde um das lautwerdende Wort und aus dem «Tun» des Sakramentes sich ergebende Anschaulichkeit durch die Mitwirkung des bildenden Künstlers unterstrichen und gefördert wird oder ob durch sein Werk für die Gemeinde und vor allem für den Einzelnen einmal mehr eine Gelegenheit geschaffen wird, mit seinen frommen Gedanken sich dem gemeinsamen Tun zu entziehen und sich in einem separaten Seelengärtlein einem privaten Seelenstündlein hinzugeben, was dem protestantischen Individualisten nur allzusehr liegen dürfte. Bildende Kunst, Musik und Architektur aber haben hinzuführen zu gemeinsamem Handeln und darin festzuhalten, heute mehr denn je.

Endlich sei bemerkt, daß die Lage, in der sich die Kirche von heute vorfindet, eine erheblich andere ist als jene des ausgehenden Mittelalters. An Stelle einer Gemeinde, die den Einzelnen in Ordnung trägt, tritt die Vermassung, an Stelle des vereinzelt Abfalles von der kirchlichen Lehre die Massenapostasie und an Stelle der kirchlichen Autorität deren weitgehender Verlust. Das müßte sich auswirken im Verzicht auf große repräsentative Kirchengebäude, hinter deren imposanter Front sich eine beängstigende Leere auftut, und zwingen zur Errichtung zahlreicher kleinerer gottesdienstlicher Räume, wo sich keine Masse bildet und wo der Einzelne sich ganz

anders angesprochen weiß, vor allem dann, wenn er sich in altreformierter Weise mit seinen Gemeindegossen versammelt sieht rund um Kanzel und Abendmahlstisch, sich inmitten anderer vorfindet und nicht weiterhin in unverbindlicher Verinselung seinen eigenen Gedanken nachhängen darf. Doch müßte darüber im einzelnen sehr sorgfältig geredet werden.

Prof. Dr. Fritz Buri, Basel

Wider den Zentralbau – für die Kirche mit Chor

Nicht erst heute, aber heute wieder von neuem wird uns gesagt, der Zentralbau sei die eigentliche protestantische Kirchenbauform. In der Kirche des Wortes habe der Chor keine Funktion mehr, sondern sei nur noch baugeschichtliches Überbleibsel. Um der Bedeutung der Wortverkündigung willen müßten Kanzel und Abendmahlstisch im Zentrum stehen, sei's an der Stirnseite der Kirche oder noch besser in der Mitte der – wenn möglich sogar amphitheatralisch angeordneten – Sitzreihen. Das Hineinverlegen der Kanzel in die Gemeinde und die konzentrische Bestuhlung entsprächen dem heute wach gewordenen und zu fördernden Gemeindebewußtsein. Aus diesem Grunde verzichte neuerdings sogar die katholische Kirche auf den Chorraum und stelle das Kultgeschehen mitten in die Gemeinde hinein.

So kann man heute den Eindruck gewinnen, daß der Zentralbau die theologisch und kirchlich allein legitime Kirchenanlage darstelle, und daß eine moderne Weiterentwicklung des Kirchenbaus nur in dieser Richtung zu suchen sei.

Trotz eindrucksvoller Beispiele aus älterer, neuerer und jüngster Zeit halten wir jedoch die heutige Propagierung des kirchlichen Zentralbaus für verkehrt und insbesondere dem Wesen einer glaubwürdigen Verkündigung des Wortes Gottes in der christlichen Gemeinde weder entsprechend noch dienlich. So paradox es klingt: die katholische Kirche kann es sich leisten, auf den Chor zu verzichten und den Altar mitten in die Gemeinde hineinzustellen – nicht aber die protestantische Kirche. Die leibhaftige Gegenwart Christi, die sich für den katholischen Gläubigen in der Messe auf dem Altar ereignet, stellt ein derartig übernatürlich göttliches Geschehen dar, daß es in seiner Wunderhaftigkeit im Chorraum oder außerhalb desselben, in einer Kirche mit oder ohne Chor dasselbe bleibt. Grundsätzlich ist von dem Wunder, das die Reformation an die Stelle des von ihr verworfenen Meßwunders gesetzt hat, von dem Wunder des Ereignisses des Wortes Gottes im Menschenwort der Predigt, das gleiche zu sagen. Dieses Wunder der Fleischwerdung des Wortes, um das es – recht verstanden – auch in der Messe geht, kann sich, wenn Gott es will, überall und jederzeit ereignen. Aber nachdem die Reformation – mit guten Gründen – den übernatürlichen Rahmen, mit dem die katholische Kirche dieses Geschehen in der Messe umgibt, zerschlagen hat und das Sakrament – wenigstens auf reformiertem Boden – nur noch zeichenhaft verwendet, setzt sie das Wort der Gefahr völliger Profanierung oder auch erneuter Magisierung aus. Man wird nicht sagen können, daß die protestantische Kirche dieser Gefährdung des Wortes immer entgangen sei, und dieses Verhängnis spiegelt sich denn auch in der Geschichte ihres Kirchenbaus.

Es scheint mir nicht nur eine aus den gegebenen Verhältnissen hervorgegangene Notlösung gewesen zu sein, daß die Reformation die Kirchen, in denen vormals die Messe gelesen worden war, weiterhin zu ihrer Wortverkündigung verwendete: mit einem – abgesehen von den zu Taufe und Abendmahl verwendeten Kultgegenständen – leeren Chor (von weiteren Verwendungen können wir hier absehen) und mit der in der Regel an einer der Seitenwände angebrachten Kanzel. Die Kanzel

nicht im Zentrum und nicht in der ausschließlichen Blickrichtung der Gemeinde, sondern, wenn auch an hervorgehobenem Platze, doch bescheiden auf der Seite und zugleich in der Nähe der Gemeinde, aber die Gemeinde selber nun ausgerichtet auf das von der «Abgötterei» gereinigte Chor, in dem nur Taufe und Abendmahl zeichenhaft das Wort der Verkündigung in seiner besonderen Qualität als Gottes Wort unterstreichen: das ist die der evangelischen Predigt wahrhaft entsprechende Gestaltung des kirchlichen Raumes. Gerade der – abgesehen von seiner zeichenhaften Ausstattung – leere Chor vermag durch seine Leere der Gemeinde die ganz andere Dimension, die Dimension des Wortes Gottes, darzustellen, um deren Aufbrechen und Innwerden es doch gehen muß, wenn das, was auf der Kanzel verkündigt wird, nicht bloß das Menschenwort der Bibel und das Menschenwort der Predigt bleiben soll, sondern im Vernehmen dieses Wortes durch den Heiligen Geist Gottes Wort für den einzelnen Ereignis wird und eine anbetende und antwortende Gemeinde schafft.

Diese, alles andere als bloß erlebnismäßige, zum Träumen und zu mystischer Versenkung einladende, und darum nicht psychologisierbare und technisierbare Sache ist die legitime Funktion des leeren Chores in der protestantischen Kirche. Im Zusammenhang mit Predigt, Taufe und Abendmahl ist dieser Chor denn auch nicht nur leer, sondern Symbol der durch das Nichtobjektivierbare des Wortes Gottes gefüllten Leere und des sich in diesem Wort verstehenden Glaubens. In ihrem Ausgerichtetsein auf diesen Chor, in dem bei allem Hören auf das Wort der Blick auch gerade noch an der Kanzel vorbeigeht – ohne sich aber durch etwas anderes als durch das Ganz-Andere der in diesem Raum dargestellten Qualität des Wortes Gottes gefangen nehmen zu lassen – und in der Teilnahme an den im Chor stattfindenden Handlungen der Taufe und des Abendmahls bezeugt die Gemeinde, daß sie in Wahrheit die Gemeinde des Wortes ist.

Um dieser Sachlage willen haben wir allen Grund, dankbar zu sein für alle großen und vor allem auch kleinen Kirchen, die uns aus der Zeit erhalten geblieben sind, in der man noch Chöre zu bauen verstanden und – trotz falscher Füllung und Verwendung – offenbar noch um ihre echt sakrale Bedeutung gewußt hat. Aber diese Einsicht verpflichtet uns auch – andersartigen Entwicklungen, Modeströmungen und Zeiterscheinungen zum Trotz – beim Neubau von Kirchen der nur zum Schaden preiszugebenden Funktion des Chores Rechnung zu tragen. Selbstverständlich kann es sich dabei nicht um eine Kopierung früherer Stilformen handeln, in denen der Chor ursprünglich in erster Linie die Funktion des Altargewölbes und des Raumes des Messedienstes besaß. Aufgabe moderner Kirchenarchitektur ist es, eine dem wahren Wunder des Ereigniswerdens des Wortes Gottes in der Verkündigung entsprechende Gestaltung eines Chores zu finden – eine Aufgabe, deren Gelingen allerdings voraussetzt, daß der Architekt nicht nur theoretisch etwas von einer rechten Theologie des Wortes weiß, sondern selber seine Existenz als durch dieses Wort begründet versteht, das heißt Glied der echten Gemeinde des Wortes ist.

Wenn diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, besteht die Gefahr, daß man unserem Postulat des Chores des Wortes durch irgendwelchen technischen Zauber, wie er uns heute in reichem Maße zur Verfügung steht, zu genügen versucht – oder daß man die Aufgabe als unerfüllbar bezeichnet und sich der billigeren, heute geradezu in der Luft liegenden Lösung des Zentralbaus zuwendet, der aber mit seiner Chorlosigkeit und seiner zentralen Position der Kanzel auf einem Mißverständnis des Wortes der kirchlichen Verkündigung beruht und der mit seiner Betonung der konzentrischen Sitzanordnung einer Verkennung des Wesens echter Gemeinschaft und des Wesens einer im Worte Gottes begründeten Gemeinde anheimzufallen größte Gefahr läuft.

Von diesem Mißverständnis des Sinnes wahrer Verkündigung und den daraus resultierenden Gefahren und Irrtümern des Zentralbaus in Vergangenheit und Gegenwart soll hier zur indirekten Rechtfertigung der von uns vertretenen Kirche mit Chor noch ein Wort gesagt sein.

Wann hat man mit der unheilvollen Verlegung der Kanzel in die zentrierte Blickrichtung der Gemeinde und der damit verbundenen Preisgabe des Chores begonnen, und wo vermag diese Reform immer wieder Boden zu gewinnen? Es geschah und geschieht das immer dort, wo man es nicht mehr mit dem wirklichen Geheimnis des Ereigniswerdens des Wortes Gottes wagt, vielleicht auch nicht mehr darum weiß oder es irgendwie mißversteht und deshalb meint, der Verwirklichung dieses Geheimnisses nachhelfen und sie sicherstellen zu müssen, indem man ihr eine der katholischen Messe irgendwie entsprechende Gestalt verleiht – in der Theologie und dann eben auch im Gottesdienst. In einem falschen Eifer um das Wort rückt man die Kanzel in den Mittelpunkt und macht sie so zur Rednerbalustrade oder zum Lehrpult.

Diese Art Kanzel entspricht durchaus der Bedeutung, welche man hier dem Prediger beimißt: Als Aufklärer oder Erwecker hat er die ewigen, zeitlosen Wahrheiten der Bibel zu verkündigen oder seine persönlichen religiösen Erlebnisse, die ihm an diesem Buch zuteil geworden sind. Für solche Künste bedarf es schon einer Zurschaustellung des Redners, wie die schlichte Seitenkanzel sie nicht gewährt – in der Front, vor oder, wenn möglich, sogar über dem Altar. Oder aber der Prediger hat andere Ambitionen: Es geht ihm nicht um aus der Bibel zu erhebende zeitlos gültige Lebensweisheiten und an ihr zu machende Herzenerfahrungen, sondern um das reine Wort Gottes, das unter Anleitung der Bekenntnisse und Lehren der Kirche in der Schrift zu erkennen ist. Auch diesem Verkündiger der rechten Lehre genügt die alte Predigtkanzel nicht, sondern er bedarf eines Lehrpultes möglichst nahe an der Gemeinde, damit keines der Worte Gottes verlorengehe. Wie dieser Orthodoxe jedoch auch die Balustrade besteigen und sich der Kanzelrhetorik bedienen kann, so können sich der Rationalist und der Pietist auch auf dem Katechetenpult wohlfühlen. Aber in der Front wollen sie alle stehen, die Blicke auf sich ziehen und um ihre Weisheit, um ihre Person, um ihre Lehre ihre Gemeinde versammeln. Gewiß auch eine Gemeinde des Wortes – aber wohl nicht des Wortes Gottes, sondern der Menschenworte!

Aber dann wohl auch keine wirkliche *Gemeinde* des Wortes, sondern eine Versammlung von Weisen und Individualisten oder religiösen Persönlichkeiten und Bekehrten oder dogmatischen Rechthabern, Besserwissern und Sektierern, die meinen, durch eine bestimmte Sitzordnung, die ihnen erlaubt – statt sich den Rücken zu kehren – einander ins Gesicht zu schauen und einander zuzunicken, während einer knappen Stunde zu einer Gemeinschaft werden zu können. Was für Vorstellungen macht man sich da über das Wesen der Gemeinschaft und das Entstehen einer wirklichen Gemeinde! Auf diese Weise entsteht weder das eine noch das andere, sondern höchstens ein Vortragspublikum oder eine größere oder kleinere Masse, deren Gemüter sich ein mehr oder weniger geschickter Redner wie einer Klaviatur bedient, oder es bleiben in Zukunft auch viele ganz einfach diesem Raume fern, weil sie in ihm nicht wissen, wo sie hinschauen sollen, ohne in ihrer Andacht gestört zu werden, und weil sie noch etwas anderes als Gesichter und angeblich konsequent reformiert kahle Wände sehen möchten – kurz: weil ihnen der Chor mit seiner Tiefe und der Transparenz seiner Fenster fehlt.

Haben wir karikiert? Gewiß – aber warum nicht, wenn dadurch das Charakteristische und damit das Unmögliche und Verfehlte, das die Zentralbauidee in sich birgt, zum Vorschein gekommen ist!

Damit ist auch zugegeben – und wir tun das um der Sache

willen gern – daß der Zentralbau keine solche Karikatur einer wahren Kirche sein und vor allem auch nicht eine solche karikierende Gottesdienstübung zur Folge haben muß. Auch in Zentralbauten konnte und kann je und je das Evangelium recht verkündigt, können die Sakramente recht gehandhabt werden und kann damit wirkliche Verkündigung des Wortes sich ereignen und echte christliche Gemeinde sich bilden. Es kann das noch unter viel ungünstigeren Verhältnissen und Voraussetzungen geschehen. Auch das gereinigte Chor und die rechte Stellung der Kanzel garantieren das Geschehen des Wunders des Wortes Gottes noch nicht. Dieses Wunder läßt sich überhaupt nicht garantieren. Aber schwerlich wird es sich da ereignen, wo eine ihm so fremde Idee, wie der kirchliche Zentralbau sie darstellt, zum Prinzip und zur allein rechtmäßigen Form evangelischen Kirchenbaus erhoben wird.

Aus den konkreten Anweisungen, die sich für die Einzelheiten des Kirchenbaus aus dem hier entwickelten Grundgedanken der wahren Kirche des Wortes ergeben, seien zum Schluß nur noch zwei Momente herausgehoben, weil sie mit dem Grundsätzlichen engstens verbunden sind.

Wenn wir dem Zentralbau gerade den für ihn in Anspruch genommenen gemeinschaftsbildenden, den Gemeindegedanken verkörpernden Charakter bestreiten, so meinen wir nicht, daß die auf der Chor ausgerichtete Längskirche dieses Ziel zu verkörpern und verwirklichen vermöchte. Aber rein menschliche Gemeinschaft und dann auch christliche Gemeinde entsteht überhaupt nicht durch Sitzen in Bankreihen, auch nicht in konzentrisch angeordneten – und auch nicht durch wiederholtes derartiges Sitzen. Für wirkliche Gemeinschaft und kirchliches Gemeindeleben braucht es noch ein ganz anderes Zusammensein, das der Kultraum nie ermöglichen kann, zu dem der Kultraum als sogenannter Mehrzweckbau aber auch nicht profaniert werden sollte. Der Kultraum bedarf in unmittelbarer Nähe – mit ihm als ein anderer Teil der Stätte, an der die Gemeinde zusammenkommt, mit ihm auch als bauliche Einheit verbunden – des Foyers, des Gesellschaftsraums oder der Gesellschaftsräume, wo man plaudern, diskutieren, lesen, spielen, eine Erfrischung einnehmen, kurz: alles das tun kann, was zu einer Gemeinschaft gehört, und was auch heute eine lebendige christliche Gemeinde nicht entbehren kann. Zur Predigt gehört die Aussprache, zum Abendmahl die Agape, zur Feier das Werk. Darum gehört zur Kirche das Foyer – unzertrennt und unvermischt wie die göttliche und menschliche Natur des Herrn, dessen Leib die Kirche ist.

Und noch ein Wort zum Schmuck des Gotteshauses. Sein Schmuck ist nicht einfach die das Wort Gottes hörende Gemeinde. Aber er darf auch nicht ein Ersatz für die Predigt sein; denn niemals kann durch das Kunstwerk geschehen, was sich in der Predigt ereignen soll. Wie eine künstlerische Predigt, so sind auch predigende Kunstwerke meist fragwürdig. Gewiß soll kirchliche Kunst aus dem Hören des Wortes hervorgehen, aber nicht so, daß sie nun selber wieder Wort wird. Sie soll Bild bleiben, das als solches Ausdruck jener Dimension des Ereigniswerdens des Wortes Gottes im Menschenwort ist, des Transparentwerdens des Menschenwortes für Gottes Wort. Daß ein Kunstwerk aus dem Hören von Gottes Wort im Menschenwort hervorgegangen ist, aber nicht Gottes Wort darstellen will, sondern jenes Ereignis des Durchbruchs der anderen Dimension bezeugt – das qualifiziert es als Kunst der Kirche des Wortes.

Solche Kunst ist auf verschiedene Weise möglich. Eine hervorragende Möglichkeit stellt in der Gegenwart die ungenständliche Kunst dar, und zwar vor allem da, wo sie sich der Transparenz farbiger Scheiben für das Licht bedient. Damit ist gesagt, was unerläßlicher Schmuck des Chors der Kirche des Wortes ist, und welcher Art diese Glasfenster sein müssen, damit sie ihre Funktion im Dienste eines echten Verständnisses des Wortes erfüllen können.

Pfr. Dr. Walter Bernet, Volketswil

Bildende Kunst im Raum der Kirche

Es ist nicht möglich, für das Problem der bildenden Kunst in der reformierten Kirche im Rahmen eines kurzen Artikels eine grundsätzliche Lösung zu formulieren. Diese ganze Sache liegt so sehr im argen innerhalb des protestantischen Denkens, daß kaum einer es gewagt hat und wagt, in einer umfassenden Weise das Problem anzugehen. So mag man auch von mir nur erwarten, daß ich das Dilemma, in welchem sich der Protestantismus gegenüber der bildenden Kunst befindet, aufzuzeigen und zu durchleuchten, nicht aber eine fertige Lösung zu bieten versuche. «La poire n'est pas encore mûre», so hat Napoleon gesagt, wenn er sich grundsätzlich zu entscheiden nicht vermochte. Und genau dasselbe müssen wir Theologen im Blick auf das Verhältnis von Kirche und bildender Kunst, besser: von Glauben und Kunst, sagen. Aber immerhin ist die Situation reif dafür, daß wir uns im Gespräch mit Künstlern auf Problematik und Dilemma besinnen.

Eine solche Besinnung muß mit der Frage beginnen, worum es der Kirche eigentlich gehe. Und da kann es von reformierter Seite nur die eine Antwort geben: Es geht der reformierten Kirche, wenn sie ganz auf ihren Auftrag und ihre Bestimmtheit aus ist, um gar nichts anderes als um den Glauben.

Es gehört sicher zum *bene esse* der Kirche, daß sie sich bewußt und demütig zugleich einreihet in die Kulturgeschichte Europas, daß sie also nicht dergleichen tut, als hätte sie mit aller Kultur des Abendlandes nichts zu schaffen. Aber eben, das gehört nur zum *bene esse*. Das *esse* selbst der Kirche, das Sein der Kirche, gründet nicht in der Kultur, verblüht nicht als edle Pflanze im Garten des europäischen Geistes, es gründet im Glauben allein.

Worum es der Kirche geht, was unabdingbar ihr *esse* begründet, woraus sie lebt und was sie zu sagen, zu tun, zu predigen hat, das ist allein der Glaube. Worum aber geht es nun dem Glauben? Wir sagen es ganz kurz: Dem Glauben geht es um Gott. Glaube ist, um ein altmodisches, aber darum nicht untreffend gewordenes Wort zu gebrauchen, Glaube ist Gottesfurcht.

Aber nun ergreift der Glaube die Wirklichkeit Gottes nicht als eine spezielle, und alle andere Wirklichkeit geht ihn nichts an. Indem der Glaube Gottes Wirklichkeit ergreift, bringt er unbedingt im gleichen Atemzug auch die Wirklichkeit meiner selbst und der Welt zur Sprache. Also: Der Glaube bringt die Wirklichkeit als ganze zur Sprache. Das sei nun zunächst ganz wörtlich verstanden: Der Glaube bringt die Wirklichkeit als ganze zur Sprache. Der Glaube hat es mit der Sprache zu tun, weil es ihm um die Wirklichkeit geht. Die Sprache ist das *prae* der Wirklichkeit. Die Sprache ist es, worin Wirklichkeit als Wirklichkeit allein zum Vorschein kommen kann.

Der Glaube bringt die Wirklichkeit zur Sprache. Das heißt nun einfacher: Der Glaube setzt uns nicht über die Wirklichkeit ins Bild. Er nimmt sich die Wirklichkeit nicht als Objektives vor, um so die Wirklichkeit behandeln und sich ihrer bemächtigen zu können. Indem es ihm um die Wirklichkeit als ganze geht, stellt er sie sich nie vor. Denn damit würde er sie ja wieder objektivierend unterteilen, spezifizieren. Für den Glauben gibt es kein abschließendes Bild von Wirklichkeit im Sinne der objektivierenden Vorstellung; für den Glauben kommt die Wirklichkeit zur Sprache, zum Wort, also zu dem, worin sie sich auslegt, beschreibt, erscheint.

So bedeutet Glaube also nie Vorstellung, Einbildung, sondern er lebt – und mit ihm lebt die Kirche – aus dem ungegenständlichen Wort, in welchem sich die Wirklichkeit als ganze auslegt.

Damit ist nun gewissermaßen eine nötige Vorwarntafel auf-

gestellt: Wir können etwa den Bildersturm der Zürcher Reformation nicht einfach mit einem mitleidigen Lächeln als mittelalterliche Barbarei abtun. Wir müssen in ihm das ernste Anliegen sehen, mit dem zweiten Gebot Ernst zu machen – und zwar nicht im gesetzlichen, sondern im evangelisch-reformatorischen Sinn.

«Du sollst dir kein Gottesbild machen, keinerlei Abbild, weder dessen, was oben im Himmel, noch dessen, was unten auf Erden, noch dessen, was in den Wassern unter der Erde ist; du sollst sie nicht anbeten und ihnen nicht dienen; denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott, der die Schuld der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Geschlecht an den Kindern derer, die mich hassen, der aber Gnade übt bis ins tausendste Geschlecht an den Kindern derer, die mich lieben und meine Gebote halten.»

Dieses Gebot ist für reformiertes Denken ja vor allem ein Schutz für das rechte Verständnis des Glaubens. Wie ist das zu verstehen?

Das zweite Gebot richtet sich zum ersten gegen jeden Versuch einer Vergötzung von Welthaftem, Dinglichem. Es macht klare Front gegen die Hybris der abtrünnigen Israeliten im Götzen- und Bilderdienst. Zum zweiten – und das ist für uns jetzt bedeutsam – wendet es sich gegen jegliche Verdinglichung, gegen alles Gegenständlichmachen Gottes. Gott in seiner totalen Andersartigkeit, Heiligkeit und Souveränität soll nicht verdinglichend in einen Götzen umgelogen werden. – Das heißt also das zweite Gebot: Der Mensch steht nicht im archimedischen Punkt außerhalb von Sein und Seiendem, von dem aus er Gott hineinziehen könnte und hineinzwingen in die Formen und Kategorien dieser Welt. Der Mensch steht nicht im archimedischen Punkt, von dem aus er Gott nachweisen könnte und hineinweisen in den Kreis menschlichen Handelns und Behandelns. Gott handelt, und Gott handelt als der schlechthin Heilige. Der Mensch steht nicht im archimedischen Punkt, von dem aus er zu verfügen vermag über das Ganze des Seins, von dem aus er Gott einreihen könnte in das Verfügbare.

Also: Der Mensch kann sich Gott nicht «vornehmen» – weder im ethischen Sinne, daß er ihn erreichen und also über ihn verfügen könnte, noch im theologischen Sinne, daß er ihn nachweisen, beweisen und markieren könnte, noch im ästhetischen Sinne, daß er ihn «anschauen» und also aus solcher Anschauung heraus in irgendeinem seiner möglichen Verhältnisse darstellen könnte. Es gibt keine direkte Markierung, Benennung und Darstellung Gottes, wie es solche direkte Markierung, Benennung und Darstellung für jedes Ding dieser Welt allenfalls grundsätzlich geben könnte. Es gibt keinen archimedischen Punkt außerhalb und also kein Vornehmen und Zuschauen. Wer also eherweise Aussage über Gott wagt, der tut es als ein Betroffener mitten drin, und er entfaltet in solcher Aussage zugleich immer ein Stückweit die Bestimmtheit seiner menschlichen Existenz und ihrer Welt durch Gottes handelndes Wort.

Noch einmal: Im Glauben werde ich nicht über die Wirklichkeit Gottes und der Welt ins Bild gesetzt, sondern in ihm kommt diese Wirklichkeit zur Sprache. Im Glauben stehe ich gerade, indem da die Wirklichkeit als ganze zur Sprache kommt, zur Debatte.

Die Kritik des zweiten Gebotes am Bildmachen ist also radikal. Sie richtet sich nicht nur gegen das Bildnismachen, sondern grundsätzlich gegen jeden Versuch, menschliches Dasein zu verstehen als Weltanschauung, als Welt-Bilden. Es vermag sich also nicht etwa eine besondere Aktion des Menschen, eine besondere Art der Aussage seiner Existenz, dieser Kritik besonders zu entziehen, und es kann auch nicht eine besondere Art der Aussage, etwa die künstlerische, dieser Kritik besonders verfallen. Sondern alle aussagenden Aktionen des Menschen unterstehen ihr. Es ist also falsch, zu sagen: Über

Gott und die letzten Dinge darf man zwar reden, und *ad maiorem gloriam Dei* darf man musizieren, aber malende Aussage in solchen Dingen oder bildhauerischer Ausdruck ist verboten. Reden, Denken, Musizieren, Bildhauen und Malen sind gleichermaßen mächtig, ohnmächtig und fraglich. Es darf niemals die Frage sein: Bilder oder nicht Bilder in der christlichen Kirche, weil es auch nie die Frage sein kann: Wort oder nicht Wort, und schon gar nicht die Frage: Mensch oder nicht Mensch?

Damit ist etwas ganz Wesentliches gewonnen:

Diese radikale Kritik, indem – evangelisch verstanden – in ihr der Glaube zutage tritt, eröffnet und schafft Freiheit. Nicht indem wir uns der Sprache bedienen, kommt automatisch die Wirklichkeit als ganze im Glauben zur Sprache. Nicht indem wir malen usw. kommt die Wirklichkeit als ganze automatisch *nicht* zur Sprache. Das heißt, es ist durchaus möglich, daß etwa in einem Werk der bildenden Kunst die Wirklichkeit zur Sprache kommt. Das heißt, es gibt grundsätzlich bildende Kunst, die im Raum der Kirche im Blick auf den Glauben nicht nur toleriert, sondern erwünscht, ja gefordert werden kann. Welcher Gestalt ist nun solche Kunst? Diese Frage führt uns aufs neue in ein Dilemma hinein, dessen bewußt zu werden für unseren Zusammenhang wichtig ist.

Der eine Versuch, dieses Problem zu lösen, unterscheidet christliche Kunst von unchristlicher. Wobei der Gegenstand der Darstellung Kriterium für die Differentialdiagnose wird. Adam und Eva mit dem Apfel als Sujet machen ein Bild zu einem Dokument christlicher Kunst, wohingegen der Apfel auf dem Kopf des Walter Tell in die nicht christliche Kunst verwiesen wird. Es leuchtet unmittelbar ein, daß dieser Versuch – den man im Detail unter dem dogmengeschichtlichen Stichwort des *opus operatum* abhandeln könnte – im Raum gerade der reformierten Kirche in keiner Weise befriedigen kann.

Man könnte es nun unternehmen, diesem Versuche einen ändern unter dem Stichwort des *opus operantis* entgegenzustellen. Dabei müßte man zum vornherein sagen: Es «gibt» keine christliche Kunst. Es gibt keine Kunst, die sich durch ihren Gegenstand als christliche ausweist. Aber es gibt Kunst von Christen. Das wird ja sehr oft im Kirchenbau gefordert: Nur der christliche Architekt könne wirklich eine Kirche bauen. Da geht es also um den *operans*, um den Werkenden, nicht um das Werk.

Und genau da liegt auch die Schwierigkeit dieses Versuches: Damit das Werk als ein im Raume der Kirche tragbares, ja wünschenswertes verstanden werden kann, bedarf es einer dauernden Verifizierung des Bezuges auf den, der es schuf, und seines Glaubens. Damit aber verfällt man einem psychologisierenden und historisierenden und damit einem den Glauben objektivierenden Mißverständnis des Kunstwerkes selbst.

Eine dritte Möglichkeit ist die, daß man rundweg erklärt: Die bildende Kunst gehört überhaupt nicht in die Kirche hinein. Damit aber wird das zweite Gebot nicht evangelisch, sondern gesetzlich verstanden. Das heißt: Damit übersieht man die Radikalität des Gebotes; man meint, sich durch eine ästhetische Diät aus dem Dilemma retten zu können, in welchem wir uns eben grundsätzlich im Blick auf das zweite Gebot befinden. Und andererseits ist man nicht bereit, die Freiheit, welche das radikale Verständnis des Gebotes schafft, verantwortlich zu übernehmen.

Wir sehen: Je intensiver wir auf das Problem der bildenden Kunst im Raume der Kirche eingehen, desto größer wird die Verlegenheit, desto deutlicher zeigt sich das Dilemma.

Was wir nun im Folgenden äußern, das zeigt nicht einen ausgebauten Weg aus dem Dilemma heraus, das sind vielmehr

Hinweise, die das Gespräch hinüber und herüber anregen möchten.

1. Es ist unmöglich, ein Differentialdiagnostikum für christliche und außerchristliche Kunst herauszuarbeiten. Wir müssen uns damit abfinden, daß es eine christliche Kunst als solche nicht gibt.

2. Es kann sich also nicht darum handeln, ein Werk, das sich durch einen «christlichen» Gegenstand ausweist oder einen gläubigen Christen zum Schöpfer hat, im Raum der Kirche zu akzeptieren und ein Werk, das einen «profanen» Gegenstand zur Darstellung bringt oder das von einem Maler oder Bildhauer stammt, dessen Glaube zweifelhaft ist, auszuschließen.

3. Die Entscheidung kann im Blick auf die Freiheit, welche die radikale Kritik des zweiten Gebotes eröffnet, nur von der Art, vom Charakter, vom «Wesen» des Werkes selbst abhängen.

4. Ein Bild zum Beispiel, welches die Wirklichkeit, die es intendiert, als Vor-stellung abschließend zur Darstellung bringt, ein Bild, dessen Wirklichkeit in der Vor-stellung und durch die Vorstellung sich selbst genügt, ein Bild, das – um es ganz einfach zu sagen – den Betrachter stumm läßt, mag «ansprechend», mag gar überwältigend, hinreißend schön sein; im Raume der Kirche hat es nichts zu suchen. Ein Bild aber, das den Betrachter aus sich selbst heraus zur Interpretation, zur Auslegung, auffordert, ein Bild also, das aus sich selbst heraus der Interpretation und Auslegung bedürftig ist und dessen Wirklichkeit erst und nur im Vollzuge der Interpretation und Auslegung zur Sprache kommt, ist im Raume der Kirche wünschenswert. Nicht weil es etwa den Glauben zu produzieren oder zu fördern imstande ist, hat es seinen Platz im Raum der Kirche, aber weil es in seiner Interpretationsbedürftigkeit sich entwirft nicht auf irgendeine Vor-stellung von Realem hin, sondern auf die Wirklichkeit selbst als ganze, deren *prae* die Sprache ist, in der allein sie sich zeitigt.

5. Ein solches Werk hält nun nicht aus sich selbst heraus der radikalen Kritik des zweiten Gebotes stand. Aber indem es aus sich selbst heraus im Verzicht auf umfassend-abschließendes Vorstellen und Ins-Bild-Setzen und Ein-Bilden der Wirklichkeit darauf aus ist, als Wirklichkeit durch die Interpretation zur Sprache zu kommen, setzt es den Glauben aufs Spiel. Und zwar in dem Sinne, daß der interpretierende Betrachter im Blick auf die Wirklichkeit, die ausgelegt zur Sprache kommt, sich selbst im Glauben oder Unglauben entscheidend zur Debatte gestellt weiß.

6. Man sage nun nicht: Da wird mit komplizierten Worten ganz einfach der symbolischen Darstellung das Wort geredet. Wohl mag das Symbol in solcher Kunst seinen Platz haben. Aber das Symbol ist nicht der Garant solcher im Raume der Kirche wünschenswerten Kunst. Auch und gerade das Symbol ist immer der Frage zu unterwerfen, ob es in sich abschließend «seine» Wirklichkeit re-präsentiere, vor-stelle, oder ob es, um Wirklichkeit zu präsentieren, zu vergegenwärtigen, zu zeitigen, der Interpretation bedürfe, in der allein Wirklichkeit als ganze zur Sprache kommt.

7. Bildende Kunst im Raume der Kirche muß sich also keineswegs verleugnen, muß nicht dürftig sein; aber sie muß bedürftig sein. Sie stellt Wirklichkeit nicht abschließend vor, sondern sie ist stets auf Wirklichkeit aus. Und indem sie auf die Wirklichkeit als ganze aus ist, bedarf sie der Auslegung, in welcher allein sie die Wirklichkeit so zeitigt, daß sich der Betrachter oder die betrachtende Gemeinde in Glauben oder Unglauben ins Spiel gezogen weiß.

Noch einmal: Diese Sätze wollen keine Lösung des alten und schweren Problems der bildenden Kunst im Raume der Kirche sein. Sie wollen lediglich jedes Gespräch, in dem es konkret um diese Frage geht, anregen.